

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Ines Garland**

**Wie ein unsichtbares Band**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1

An dem Morgen, als ich Carmen und Marito kennenlernte, war unser Garten auf der Insel überschwemmt. Die Bäume ragten direkt aus dem Wasser, und die Häuser der Nachbarn am anderen Flussufer sahen aus wie Wassertiere, die reglos auf ihren langen Beinen dastanden. Um meine Eltern nicht zu wecken, ging ich auf Zehenspitzen auf die Terrasse hinaus. Ich wollte im Garten spielen, bevor sie das Hochwasser sahen, denn ich war die Einzige in unserer Familie, die diese Überflutungen mochte – meine Eltern fingen immer sofort an, die Möbel und den Kühlschrank hochzustellen, und dann ging es zurück nach Buenos Aires. Das Wasser bedeckte fünf der zehn Stufen zum Haus. Ich schätzte, dass es mir bis knapp übers Knie gehen würde, genau richtig, um hinten im Garten zu spielen, zwischen den Mandarinen- und Kumquatbäumen, wo die Erwachsenen nur im Winter hingingen, um einen Korb Obst zu pflücken, Sonntagnachmittags, bevor wir in die Stadt zurückfuhren. Ich machte große Schritte, balancierte mit den Armen, tippte mit den Fingerspitzen ins Wasser – meinen Flügeln, ich war ein riesiger Vogel, der sich gleich in die Luft schwingen würde –,

der Schlamm schob sich zwischen meine Zehen, und lose Grashalme blieben an meinen Beinen kleben. Da war Carmen, direkt vor dem großen Graben. Ich sah sie schon von weitem, sie saß auf einem Ast, die Beine im Wasser, als hätte sie schon immer dort gesessen. Zu ihren Füßen lag noch ein Mädchen, das genauso aussah wie sie, nur aus Wasser, und beide grinnten wie die Katze in *Alice im Wunderland*. Als ich näher kam, zerfloss das Mädchen aus Wasser, und das andere, das auf dem Ast saß, sprang herunter. Carmen war größer als ich. Ihre Shorts waren schlammverschmiert, dazu trug sie ein gestreiftes T-Shirt, das mir gehört hatte und ihr zu kurz war.

»Sollen wir zu meiner Oma gehen, damit sie uns was zum Frühstück macht?«, fragte sie, als wären wir schon lange befreundet, stolzierte durchs Wasser davon wie eine Prinzessin und ließ dabei die dünnen Arme kreisen wie Propeller.

Ihr Vertrauen knüpfte ein unsichtbares Band zwischen uns, und ich folgte ihr, ohne Fragen zu stellen.

»Ich wohne jetzt hier«, erklärte sie mir, als wir über die Brücke gingen, die zu Doña Ángelas Haus führte.

Doña Ángela war die Mutter unserer Inselnachbarn und Carmens Oma. Sie lebte mit vier ihrer acht Kinder in einem Häuschen auf der anderen Seite des Flussarms, der unser Grundstück von ihrem trennte. Ich war nie drüben gewesen, und jetzt ging ich hinter

meiner neuen Freundin über die Hängebrücke, den Blick fest auf den schwarzen Zopf gerichtet, der über ihren Rücken baumelte und bis zum Po reichte.

»Ich und mein Bruder wohnen jetzt bei meiner Oma«, sagte sie noch einmal und drehte den Kopf zu mir. Der Zopf klatschte an ihren Arm. »Der Esel nennt sich selbst zuerst. Mein Bruder und ich, wollte ich natürlich sagen.«

»Mit deinem Papa und deiner Mama?«

Sie fuhr mit der Hand durch die Luft, als wären die Eltern etwas, das man einfach wegwischen konnte, mit einer simplen Handbewegung (später erfuhr ich von meinem Vater, dass Carmens Mutter mit einem Seemann durchgebrannt war, der in Comodoro Rivadavia lebte, und dass ihr Vater in Tigre in einer Werft arbeitete und sich nicht um die Kinder kümmern konnte). Doña Ángela saß am Bootssteg. Die Bodenplanken standen unter Wasser, es reichte bis zum Geländer und der kleinen Bank, von denen der Lack abblätterte. Während meiner ganzen Kindheit habe ich Doña Ángelas beeindruckende Gestalt Wochenende für Wochenende am Steg sitzen sehen. Immer ganz in Schwarz, das weiße Haar wie eine Wattewolke um den Kopf, sah sie vom frühen Morgen an dem Fluss beim Fließen zu, ohne sich zu rühren. Als sie uns entdeckte, stand sie langsam auf, raffte ihr locker schwingendes Kleid nur ein kleines Stück und kam uns entgegen. Sie beugte sich

vor, um mir einen Begrüßungskuss auf die Wange zu geben. Im Spalt zwischen ihren riesigen Brüsten war ein feines Silberkettchen eingeklemmt. Ich konnte mich nicht losreißen von dem Anblick: Dieser weiche, warme Ort, so anders als das knochige Dekolleté meiner Mutter, wogte kaum merklich und weckte in mir das Bedürfnis, mich anzukuscheln, mich tief hineinfallen zu lassen.

»Kommt, ich mach euch ein paar *Tortas fritas*«, sagte Doña Ángela, und wir gingen hinter ihr her wie Küken.

Das Haus unserer Nachbarn war ein schiefer Holzkasten und stand nicht auf Pfählen. Mein Vater sagte immer, wir sollten ihnen dabei helfen, sich etwas Besseres zu bauen, aber dieses Vorhaben wurde aus verschiedenen Gründen von Jahr zu Jahr verschoben, und jetzt verstand ich zum ersten Mal, warum meine Eltern immer wieder davon anfangen, sobald das Wasser stieg.

An diesem Morgen war Doña Ángelas Küche überschwemmt, und Licht kam nur durch ein Fensterchen, vor dem ein altes Stück Stoff hing. Aus einem Wasserkessel, der auf dem Holzherd stand, stieg Dampf auf, und das Klappern des Deckels, der auf dem Kessel tanzte, hallte in der Stille wider. Von irgendwo kam eine genervte Männerstimme.

»Kann mal jemand den Kessel runternehmen!«

Auf dem Zwischengeschoss, das an einer Seite der Küche auf halber Höhe eingezogen war, tauchte ein Gesicht auf. Der Mann sah mich an. Ich konnte ihn nicht richtig erkennen. Das spärliche Licht reichte nur für sein eines Auge, das mürrisch und müde dreinblickte.

»Mama!«, protestierte er, jetzt lauter.

Carmens warme Hand schloss sich um meine.

»Ich backe den Mädchen ein paar *Tortas fritas*, Tordo«, sagte Doña Ángela, und das Gesicht verschwand wie durch Zauberei in der Dunkelheit.

»Dann ist aber kein Mehl mehr da«, ertönte Tordos Stimme.

»Chico muss heute Nachmittag sowieso in den Laden«, erwiderte Doña Ángela und zog den Stoff vor dem Fensterchen zur Seite.

Das Licht fiel auf zwei dünne Beine, die vom Zwischengeschoss hingen, die Zehen spreizten sich und zogen sich wieder zusammen, wobei feiner Sand herunterrieselte und ein Staubwölkchen aufstieg. Ich hob den Kopf. Wie eine Erscheinung sah ich über mir zum ersten Mal das Gesicht von Marito, seine schimmernde Haut, seine nachtschwarzen Augen, seine Nase, seine vollen spöttischen Lippen, die kleine Narbe, die, so erfuhr ich später, der Biss eines Fischotters auf seiner Oberlippe hinterlassen hatte.

»Die Pinta hat ein Ei auf den Balken gelegt.« Er

landete neben mir, in der erhobenen Hand ein weißes, glattes Ei.

»Du hast uns nassgespritzt!«, sagte Carmen vorwurfsvoll.

»Ihr wart ja auch ganz trocken«, erwiderte er.

Carmen und ich sahen an unseren Beinen hinunter, die bis zu den Oberschenkeln im Wasser standen, und mussten lachen. Carmen hielt immer noch meine Hand und drehte sich jetzt zu mir, und so standen wir voneinander und lachten, als hätte Marito den besten Witz der Welt gemacht, als gäbe es im Leben nichts anderes als diese Lust zu lachen.

Jahre nach diesem Hochwassermorgen erklärte mir eine Seherin, ich sei dieser Familie bereits in einem früheren Leben begegnet. Unsere Seelen, sagte die Frau, hätten sich längst gekannt und seien auf die Erde zurückgekommen, um einen Traum miteinander zu teilen.

## 2

Im darauffolgenden Herbst, an einem Montag im Mai, tauchte Mabel auf, die Mutter von Carmen und Marito. Den Seemann hatte sie nicht dabei, aber dafür das Baby, das sie an Weihnachten bekommen hatte. Ich lernte sie nicht kennen, denn am Freitagnachmittag, als wir ankamen, war sie schon wieder nach Comodoro Rivadavia zurückgefahren. Sie sagte allen, sie wolle nach ihren Kindern sehen, aber keiner glaubte ihr. Als sie wieder abreiste, ließ sie das Baby da, als hätte sie es vergessen, so erzählte es zumindest Carmen. Sie beschloss, sich um ihren kleinen Bruder zu kümmern, und schleppte ihn überallhin mit, in einem Dreieckstuch, das Doña Ángela ihr aus einem ihrer alten Kleider geschneidert hatte.

»Wir könnten ihn Mowgli nennen«, sagte ich, als ich ihn sah.

In dieser Woche hatte ich das *Dschungelbuch* zu Ende gelesen, und mit seinen schwarzen, abstehenden Haaren und den langgezogenen Augen erinnerte mich das Baby an die Illustrationen aus meinem Buch.

»Er heißt Lucio.« An Carmens Gesichtsausdruck merkte ich, dass sie meine Idee gar nicht gut fand.



Das Wölfinnenspiel gefiel ihr aber schon, und so verbrachten wir mehrere Wochenenden hinten im Garten, bauten aus Laub eine Art Nest, betteten Lucio auf das Tuch und liefen auf allen vieren um ihn herum, stießen Wolfsgeheul aus und leckten ihm übers Gesicht, legten uns neben ihn und schirmten ihn mit unseren Körpern ab, um ihn vor Shir Khan zu schützen. Lucio strampelte mit Armen und Beinen und krächte vergnügt, als wäre er begeistert von unserem Spiel. Einmal machte Marito sogar den Leitwolf, und ich ging mit ihm in unserem Revier auf Beutezug, während Carmen beim Baby blieb.

Im letzten Februar, in den Sommerferien, hatten Carmen und ich auf der kleinen Mittelinsel angefangen, ein Baumhaus zu bauen. An einem Sonntag wollten wir damit fertig werden und dann ein paar Sachen und unsere Bücherkiste hinbringen. Tordo hatte uns verboten, mit Lucio Boot zu fahren, also ließen wir ihn am Steg zurück, in einer Kiste, die Marito aus alten Latten zusammengezimmert hatte und in die wir eine kleine Matratze gelegt hatten. Es dämmerte schon, und alle waren in ihren Häusern außer Marito, der ein Stück flussabwärts angelte, an der verlassenen Anlegestelle. Von unserem Baumhaus konnten wir Doña Ángelas Steg gut sehen. Wenn Lucio weint, sind wir gleich bei ihm, dachten wir und ruderten zur Mittelinsel hinüber, um an unserem Haus weiterzubauen,

fest davon überzeugt, dass er da drüben gut aufgehoben war.

Später, als wir uns gegenseitig erzählten, wie alles gekommen war, hatten wir beide das Gefühl, wir hätten Lucio nie länger als fünf Minuten aus den Augen gelassen. Jede von uns hatte einen Hammer und eine Schachtel mit Nägeln. Wir machten uns daran, die Bretter an die Äste des Weidenbaums zu nageln, so konzentriert wie nötig, um nicht den Finger zu treffen, aber zwischendurch blickten wir immer wieder zum Steg und sahen seine kleinen Füße, die aus der Kiste ragten, wenn er strampelte. Ab und zu hörten wir sein glückliches Krähen, denn Lucio war ein fröhliches Baby und weinte fast nie.

Wir bemerkten das Ansteigen des Wassers erst, als es schon zu spät war. Es war, als wäre der Fluss plötzlich lebendig geworden und ohne das leiseste Geräusch über die Ufer getreten, ohne Vorwarnung, in der festen Absicht, Lucio mitzunehmen. Carmen merkte es als Erste und stieß einen Schrei aus. Ich blickte von einem Brett auf, das nicht so wollte wie ich, und begriff sofort, was passiert war. Ich glaube, ich habe auch geschrien. Carmen war schon hinuntergesprungen und lief zum Boot. Die Kiste mit Lucio war verschwunden.

Papa sagte später, als er unsere Schreie gehört habe, sei er auf die Terrasse hinausgelaufen und habe gesehen, wie ich das Seil losmachte und wie Carmen schon

# *Inhalt*

*E*rster Teil ..... 7

*Z*weiter Teil ..... 121

*E*pilog ..... 243

ruderte, bevor ich im Boot war. Ich stand mit einem Fuß auf der Heckplanke, da schoss das Boot plötzlich davon. Ich schrie. Ich weiß nicht, ob zuerst das Boot oder der Boden unter meinen Füßen wegrutschte, jedenfalls fiel ich breitbeinig ins Wasser, und mir fuhr ein heftiger Schmerz in die Leiste. Carmen hörte auf zu rudern, einen Moment lang wusste sie nicht, was sie tun sollte. Ich hängte mich an den Rand des Boots und kletterte klatschnass hinein. Papa fragte uns vom Steg aus, was los war. Carmen hatte angefangen zu weinen, und ich zitterte so, dass ich keine Antwort herausbrachte.

»Der Fluss hat Lucio mitgenommen«, rief Carmen schließlich. Neben uns trieb ein Vogel vorbei, mit dem Bauch nach oben.

Maritos Schrei war kaum zu hören, und zuerst wussten wir nicht recht, wo er herkam. Wir blickten zum verlassenen Anleger, wo wir ihn zuletzt gesehen hatten, aber dort war im immer schummrigeren Abendlicht niemand auszumachen. Wir hielten am Ufer Ausschau und entdeckten Marito ein Stück näher bei uns, bis zur Hüfte im Wasser stehend und uns verzweifelt winkend.

Carmen ruderte schon auf ihn zu, und ich stand trotz des Schmerzes breitbeinig am Heck und spähte flussabwärts in der Hoffnung, die Kiste im Wasser schwimmen zu sehen. Ich zitterte fast schon krampfartig, und